

Der Blick aus dem im ersten Stock gelegenen Salon, von Mary de Rachewiltz liebevoll das „Pound-Zimmer“ genannt, ist in der Tat beeindruckend.

Nachdem sie mit geübten, ruckartigen Bewegungen den schweren Leinwandvorhang vor der mehrflügeligen Fensterfront zurückgestreift hat, erstreckt sich vor dem Besucher ein romantisches Tableau aus Weinbergen, Obstgärten und weitverzweigten, wie Adern die Landschaft durchziehenden Wanderwegen, die bei den im Sommer zahlreich einfallenden Touristen hoch im Kurs stehen. Eingesäumt von den im Südosten sich in die Dolomiten ausweitenden Hochalpen, liegt unten im Tal der Kurort Meran, mit knapp 40 000 Einwohnern nach Bozen die zweitgrößte Stadt Südtirols. Dabei lässt der Blick von der Brunnenburg, die im dreizehnten Jahrhundert auf einer Anhöhe unweit des Dorfes Tirol von dem Tiroler Adelsgeschlecht der Taranten erbaut wurde, heute nur noch erahnen, was Marys berühmter Vater, der amerikanische Dichter Ezra Pound, hier gesehen oder besser „nicht“ gesehen haben muss, als er 1958 nach zwölfjähriger Internierung in einer psychiatrischen Klinik für Kriminelle in Washington zu seiner Tochter nach Südtirol zurückkehrte. Vom „Pound-Zimmer“ aus wird man Zeuge der anhaltenden Attraktivität Merans, die der Stadt die unvermeidlichen Verkehrsstrassen, Ferienwohnungen und Wellness-Oasen beschert hat. Von hier oben betrachtet, erscheint die Landschaft immer noch weit und sublim, doch der Einzug der Moderne in das von politischen Spannungen und nationaler Ambivalenz geprägte Südtirol ist nicht zu übersehen.

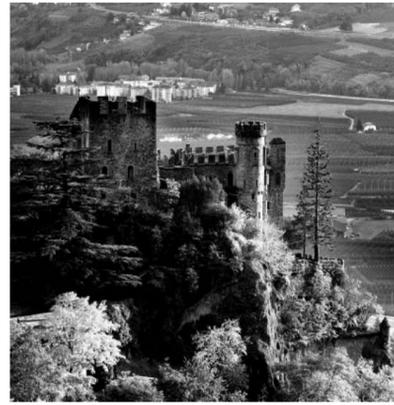
Wenn ahnungslose Besucher, angeleitet von dem bescheidenen landwirtschaftlichen Museum, das einer der Urenkel Pounds hier betreibt, den kurzen, aber steilen Abstieg vom Dorf Tirol zur Burg hinter sich nehmen, dann ist es wohl vor allem das eindrucksvolle Panorama des Meraner Tals, das ihnen im Gedächtnis bleibt – nicht die hier versammelten Artefakte der „Pound Ära“, wie der kanadische Kritiker Hugh Kenner die von Ezra Pound wesentlich mitgeprägte anglo-amerikanische Moderne genannt hat, nicht die Handschriften, Aufzeichnungen, Notizbücher und Briefe Pounds, die anschaulich seine Rolle als Mentor zahlreicher mit ihm befreundeter und korrespondierender Schriftstellerkollegen wie T. S. Eliot, James Joyce oder Ernest Hemingway belegen; und auch nicht die vielen Porträts, Fotografien (unter anderen von Henri Cartier-Bresson) und Büsten des Dichters, die die Brunnenburg nicht nur zu einer Fundstätte für Pound-Forscher, sondern für Kunstinteressierte insgesamt machen.

Schon am Eingang zur Burg findet man den Nachguss einer monumentalen Plastik, die der im Ersten Weltkrieg gefallene Bildhauer Henri Gaudier-Brzeska von seinem Londoner Förderer und Freund Ezra Pound angefertigt hat, und die heute in der National Gallery of Art in Washington zu besichtigen ist. In der 1914 fertiggestellten, kubistisch anmutenden Büste spiegelt sich bereits die ganze Ambivalenz und Tragik der Persönlichkeit Pounds: von Gaudier-Brzeska nicht ohne Ironie als „hierarchischer Kopf Ezra Pounds“ betitelt, begegnet einem hier tatsächlich das Abbild eines eher zürnend als wohlwollend dreinblickenden „Hohenpriesters“ moderner Literatur, dessen bedingungslose Hingabe an die Erneuerung der Kunst ihn – wie viele andere Zeitgenossen – in späteren Jahren für totalitäre Ideologien empfänglich gemacht hat.

Auch wenn die inzwischen neunzigjährige Hausherrin gerne einräumt, dass die privilegierte Lage der Burg, die sie mit ihrem verstorbenen Mann Boris de Rachewiltz, einem bekannten Archäologen, in den späten vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erwarb, bis heute über so manche Unannehmlichkeit des Alltags in einem historischen Gebäude hinwegtröstet, mit Besuchern würde sie dennoch am liebsten sofort auf die „Cantos“, das wort-



Ezra Pound (1885 bis 1972) mit seiner Tochter Mary de Rachewiltz, seinem Schwiegersohn Boris de Rachewiltz und zwei Enkelkindern kurz nach der Haftentlassung auf der Brunnenburg im Juli 1958 Foto Gino Begotti/Camera Press



Dichters Adlerhorst: die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Brunnenburg Foto Rainer Jahns



Ezra Pound und seine Ehefrau Olga Rudge bei Strawinskys Beisetzung, Venedig 1971 Foto intertopics

## Die Antwort auf alle Fragen ist in seinen Cantos verborgen

Ezra Pound ist einer der größten, aber auch einer der umstrittensten Lyriker des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Besuch bei seiner neunzigjährigen Tochter Mary de Rachewiltz in Südtirol. *Von Klaus Benesch*

gewaltige Hauptwerk ihres umstrittenen Vaters, zu sprechen kommen. „Sie müssen die ‚Cantos‘ lesen“, mahnt Mary de Rachewiltz ungeduldig an, alles, was es über Pound, über moderne Kunst und über die Welt im Allgemeinen zu wissen gibt, fände sich dort, wengleich in eine schwerverständliche, trotz ihrer akribischen Genauigkeit oft widerständigen Sprache verpackt.

Dank ihrer missionarischen Beharrlichkeit ist die Brunnenburg auch gut fünfzig Jahre nach Pounds Tod vor allem eines: eine Art „Gralsburg“ für Poundianer und diejenigen, die sich von seiner Bewunderung für Mussolini und der verhängnisvollen Verstrickung mit dem italienischen Faschismus nicht abschrecken lassen, die mehr wissen wollen über die Motive und Abgründe eines der bedeutendsten englischsprachigen Dichter der Moderne. Im vorigen Sommer kam hier die „International Ezra Pound Society“ zu ihrer 26. Jahrestagung zusammen, dieses Mal um der Bedeutung des „Epischen“ in Pounds Werk nachzuspüren. Episch ist in der Tat vieles an der Biographie dieses Titanen der modernen Literatur. 1885 in Hailey, Idaho, geboren ging Pound 1911 nach

London, wo er als Verfechter eines lyrischen Imagismus und später als Mitbegründer des sogenannten „Vortizismus“, einer an die Ideen des italienischen Futurismus angelehnten Avantgarde-Bewegung, die er 1915 mit dem kanadischen Maler und Schriftsteller Wyndham Lewis gegründet hatte, lautstark für eine Öffnung des nach seiner Ansicht erstarrten, blutleeren englischen Literaturbetriebes eintrat. Wie viele seiner modernistischen Mitstreiter hat Pound die bestialische Kriegsmaschinerie des Ersten Weltkrieges als traumatische Zäsur einer dem Untergang geweihten westlichen Zivilisation erfahren und sein poetisches Werk von nun an in den Dienst einer allgemeinen Bewusstmachung der diesem Versagen zugrundeliegenden Ursachen gestellt.

Während er sich formal immer stärker östlichen Vorbildern und Einflüssen wie dem japanischen No-Spiel und dem chinesischen Ideogramm verschrieb, machte er gleichzeitig das moderne Zins- und Kreditwesen für den von ihm diagnostizierten Kulturverfall verantwortlich. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Paris, wo er neben den Dadaisten um Tristan Tzara auch regelmäßig mit Picabia, Brancusi, Anthel, Breton, Aragon und Cocteau ver-

kehrt, zieht Pound 1924 nach Rapallo. Hier, an der italienischen Riviera, im Land des von ihm verehrten Dante Alighieri, nimmt er die Arbeit an seinem Hauptwerk, den 1917 begonnenen, dann aber ins Stocken geratenen „Cantos“, wieder auf und entwickelt darin eine völlig neue, alle poetischen Konventionen hinter sich lassende Formensprache.

Überschattet blieb dieser literarische Großversuch eines Zeiten und Kontinente umspannenden Weltgedichtes von Pounds Bewunderung für Mussolini, der für ihn die gelungene Symbiose von Künstler und Staatsmann darstellte. Pound hatte von 1941 bis 1943 für den englischsprachigen Sender „Radio Roma“ etwa 120 Ansprachen gegen den Kriegseintritt der Alliierten und die Geldpolitik der „jüdischen Hochfinanz“, die den Krieg nach seiner Ansicht und später im St. Elizabeth Hospital in Washington in Untersuchungshaft gesteckt. Erst 1958, nach 13 Jahren Haft, kam er auf Betreiben von Archibald McLeish und Robert Frost wieder frei und

zog sich bis zu seinem Tod 1972 zunächst auf die Brunnenburg und danach in das Haus seiner lebenslangen Gefährtin Olga Rudge in Venedig zurück.

Natürlich wüsste Mary de Rachewiltz einiges zu Pounds unheilvollem Engagement für den italienischen Faschismus zu sagen, immerhin hat sie die Veröffentlichung einer Auswahl der inkriminierenden „Radio Speeches“ seinerzeit selbst in Auftrag gegeben. Doch auch diesem Thema begegnet sie am liebsten mit dem Hinweis auf eine genaue Lektüre der „Cantos“, denn dort fänden sich Antworten, die Pounds Tätigkeit für den faschistischen Rundfunk nicht nur erklären könnten, sondern die belegen, dass es sich hier trotz aller Anfeindungen und Missverständnisse um einen der größten Dichter nach Homer und Dante handelt. Und als solcher, wie die Tochter noch heute aufgebracht einwirft, war er außerstande zu hassen, „Pound habe nie den Menschen als Menschen verdammt“ – ein Umstand, auf den auch der jüdisch-amerikanische Dichterkollege Alan Ginsberg nach Besuchen in Venedig und Rapallo mehrfach hingewiesen hat.

Tatsächlich wussten weder die Amerikaner noch die Faschisten ganz genau, wovon

Pound in seinen gelehrte ausschweifenden Reden gegen den Krieg eigentlich sprach. Mussolini, den Pound am 30. Januar 1933, dem Tag der Machtergreifung Hitlers, in Rom zu einer kurzen Audienz traf, schien jedenfalls wenig beeindruckt von den Auszügen der „Cantos“ und den Umrissen einer neuen, antikapitalistischen Wirtschaftspolitik, die ihm der in Italien lebende Amerikaner vorlegte. Man ließ ihn dennoch gewähren, sicher auch, weil Pound in „Il Duce“ in Sachen Eigenwerbung eindeutig seinen Meister getroffen hatte.

Pounds Nähe zu Mussolini, den er 1933 in einem zunächst unveröffentlichten längeren Essay als politischen und intellektuellen Geistesverwandten eines der Gründerväter der Vereinigten Staaten, Thomas Jefferson, beschreibt, blieb für die in Südtirol lebende Tochter zeitlebens eine schwere Hypothek. Mary de Rachewiltz, die sich trotz mehrerer eigener Gedichtbände vor allem als Übersetzerin der „Cantos“ sowie weiterer ausgewählter Werke des Vaters für den renommierten italienischen Verlag Mondadori einen Namen gemacht hat, ist bis heute getrieben von den Fragen und der Erklärungsnot, die sich unweigerlich aus Pounds zweifelhaften politischen Überzeugungen ergeben. „Warum nur“, fragt sie halb anklagend, halb beschwörend, wobei beide Arme in Richtung der Bücherregale weisen, die Pounds umfangreiches Werk beherbergen, „warum bleibt ihm immer noch die Anerkennung als dem wichtigsten modernen Dichter, den Amerika hervorgebracht hat, versagt?“

Dass die „Cantos“ eine Zeitenwende in der Entwicklung moderner Dichtung markieren, vergleichbar, wie es Pounds Schulfreund William Carlos Williams einmal ausgedrückt hat, der Geburt Christi, ist dabei unbestritten. Doch für die unermüdetlich im Namen Pounds agierende Tochter scheint das zu kurz gegriffen. Pound, so Mary de Rachewiltz, war nicht nur einer der letzten universalgelehrten Dichter, der seine Theorien zur Erneuerung moderner Literatur den Texten des Konfuzius, des Renaissance-Poeten Sigismondo Malatesta oder der französischen Troubadour-Dichtung des ausgehenden Mittelalters entlieh. Für Mary de Rachewiltz ist die Stimme Pounds gerade heute gewichtiger denn je. Gewiss, gemeint ist nicht die „mal naive, mal hässlich-delirierende Stimme der Radio Speeches“; gemeint ist die Stimme des Odysseus in den „Cantos“, der auf der Suche nach der Ordnung der Dinge erkennen muss, dass jeglicher Ordnungs- und Kontrollanspruch des Menschen letztlich sein Ziel verfehlen muss.

„I have tried to write Paradise, Do not move, Let the wind speak“, heißt es am Ende der Cantos. „Lasst doch um Himmels willen die Natur zu Wort kommen“ – diese Forderung, so Mary de Rachewiltz, die bis heute kaum beachtet wurde, sei eben auch ein zentrales Motiv im Werk des Vaters. In einer Zeit, in der fast alles vom unbändigen Willen zur Zivilisation überlagert scheint, könnte Pounds modernistischer „Primitivismus“, seine konfuzianische Einsicht in die Schönheit des Einfachen, seine Abscheu für alles Opulente, für Verschwenderrische, Manierierte tatsächlich den Weg weisen.

In ihrer 1971 erschienenen Autobiographie „Ezra Pound, Father and Teacher: Discretions“, deren deutsche Übersetzung 1994 vom Suhrkamp Verlag als „Diskretionen. Die Erinnerungen der Tochter Ezra Pounds“ veröffentlicht wurde, zeigt sich die damals Sechszundvierzigjährige Tiert beeindruckt vom kompromisslosen Ernst, mit dem Pound versucht hat, die Amerikaner vom Kriegseintritt abzuhalten. Damals wie heute entzieht sich ihr die ganze Ambivalenz seines Denkens und Handelns, und noch immer versucht sie, wie sie bescheiden einräumt, „von seinen Gedanken wenigstens einen Schimmer zu erhaschen, zu erfassen“. Auch hierin gleicht sie dem umstrittenen Vater. Mary de Rachewiltz ist zeitlebens eine fragende, gespaltene Persönlichkeit geblieben, die auch in ihrer „Bibel“, wie sie die Cantos nicht ohne Ironie nennt, keine endgültigen Antworten finden konnte.

## Frankfurter Anthologie

Christa Reinig

### Briefschreibenmüssen

Hier ist nichts los – außer daß alle kinder ahornnasen tragen

Martin Lüdke

### Bevor der Stillstand in Bewegung kam

**E**in Gedicht? Nun ja. Man wagt sie kaum so zu nennen, diese beiden Verse, die davon berichten, dass es eigentlich nichts zu berichten gibt, sich dabei auf eine Form, den Brief, beziehen, die ebenfalls am Verschwinden ist, wie diese Ahornnasen, die man heute erst erklären sollte. Es sind die aufgeborenen Blütenblätter der Ahornbäume, deren gebogene Flügel, in der Form eines Bumerangs, sich wie zwei kleine Propeller auf dem Nasenrücken ankleben lassen. Mir sind diese Zeilen über die Jahrzehnte hinweg in Erinnerung geblieben, allerdings als „Ur-laubsgribe“. Denn sie beschreiben exakt meine Kindheitserfahrungen in der damals noch so genannten Sommerfrische, vierzehn Tage mit der Oma, vierzehn Tage mit den Eltern. Waldwanderungen, kaum andere Kinder. Nur Nieselregen. Vier Wochen nichts los. Tatsächlich aber heißt das Gedicht „Briefschreibenmüssen“. Ich musste zwar nur Postkarten schreiben, den Text Christa Reinigs hätte ich trotzdem übernehmen können.

Erstmals las ich die Verse in dem schmalen Bändchen „gedichte“, das 1963 bei S. Fischer erschienen war, gerade mal 53 Seiten umfassend. In dem Buch steckt seitdem ein Zeitungsausschnitt aus dieser Zeitung vom

24. Dezember 1963: „Geheimtip‘ Christa Reinig. Die Ost-Berlinerin bekam den Bremer Literaturpreis“. Verfasser des Artikels: Horst Bienek. Nach der Preisverleihung, zu der sie eine Ausreisegenehmigung erhielt (für vier Tage), blieb sie im Westen. Bienek, der 1990 verstorbene Schriftstellerkollege, trommelte auch in den folgenden Jahren kräftig für diese Dichterin. Doch sie blieb ein Geheimtip und war bei ihrem Tod, 2008, bereits wieder vergessen.

Im Jahr 1926 in Berlin geboren, wuchs sie in ärmlichen Verhältnissen in einem Arbeiterviertel auf. Dieser Herkunft verdankt sie schnoddrigen Tonfall, wie er zum Beispiel auch Katja Lange-Müller auszeichnet. Christa Reinig begann eine Lehre als Blumenbinderin, studierte dann Kunstgeschichte und Archäologie und war schließlich im Märkischen Museum als Kustodin untergekommen. Bereits 1952, im allerersten Heft der „Akzente“, erschien ihre „ballade vom blutigen Bomme“. Vom Titelhelden dieser Ballade heißt es, dass er auf dem Weg zum Galgen zwar nicht „beten / lieber schnell aus klo austreten“ wollte, „doch dann denkt er: einerlei / das geht sowieso vorbei / von zwei peinlichen verfahren / kann er eins am andern sparen“.

Der bittere Sarkasmus solcher Verse passte nicht so recht zum verordneten Optimismus der Helden des sozialistischen Aufbaus. Das Personal ihrer Dichtung stammte, wie sie bekannte, aus anderen Bereichen: „Henker, Piraten, Selbstmörder, Turmseillauf“. Entsprechend schlecht standen die Chancen, deren Geschichten im Arbeiter- und Bauern-Staat unter die Leute zu bringen. Aber auch im Westen hatte sie sich bald mit ihrem Verlag, S. Fischer, überworfen und war fortan auf die Eremiten-Presse angewiesen, die nach den Jahren unter V. O. Stomps in der Bedeutungslosigkeit versickerte.

Das ist schade, denn damit sind auch ihre frühen Gedichte aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden. Dieses Amalgam aus Trotz und Anarchismus, mit Sarkasmus durchsetzt, in einer einfachen, kunstvoll naiven Sprache demonstrierte eine sehr eigene Form der Moderne. Sie kam von Brecht her, war an Benn vorbeigegangen und ließ doch immer auch etwas Villon anklingen. Ihre Sätze saßen. Das gilt auch für das kleine Gedicht vom „Briefschreibenmüssen“. Die Ahornnasen hatten damals vermutlich für Kinder eine ähnlich magische Kraft wie ein Paar Kirschen, das als Ohrhörn getragen wur-

de. Es war, als könnten sich die Kinder damit selbst verzaubern und so der lähmenden Langeweile ereignisloser Tage entfliehen. Jürgen Theobaldy schrieb später einen Roman über jene Jahre mit dem Titel, der bereits alles sagt: „Sonntags Kino“. Von Kenneth Patchen gibt es ein Gedicht („Street Corner College“), in dem es über diese Generation heißt: Sie standen an der „Straßenecke und hatten nichts zu tun, nichts, wo sie hingehen konnten, keiner“. Christa Reinig hat die Stimmung jener Jahre exakt erfasst. Die Ahornnasen verweisen auf eine Lebenswelt, die kaum Autos kannte und kein Fernsehen. Fußball haben wir mit Blechbüchsen gespielt. Die Kulturindustrie, die bald schon den Stillstand in Bewegung setzen sollte, war noch nicht angelaufen. Es war nichts los.

Christa Reinig: „Sämtliche Gedichte“. Mit einem Vorwort von Horst Bienek. Verlag Eremiten-Presse, Düsseldorf 1984. Vergriffen.

Zu empfehlen ist: Christa Reinig: „Feuergefährlich“. Verlag Klaus Wagenbach Berlin 2010. 80 S., br., 8,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).

Redaktion Hubert Spiegel